

SOLO VERBO XXXII „Vom Vergeben und Vergessen“ 22. Mai 2024

„Das ist gar nicht schwer“, sagte die Ergotherapeutin freundlich, „und in dieser aufrechten Haltung richtig gut für Ihren Rücken. Schauen Sie mal: Sie führen diesen roten Faden links an den beiden anderen vorbei, bilden dann hier eine Schlaufe, dann da hindurch und vorsichtig ziehen. Nicht zu fest!“

Oh, doch, ich gab mir Mühe, auch wenn sich meine Muskulatur dabei eher verkrampfte als entspannte. Tapfer wickelte und band ich Faden um Faden, dreimal die Woche eine halbe Stunde lang. Mit dem Trödeln begann ich erst, als man mir androhte, wenn es denn fertig würde, hätte ich nach dem Reha-Aufenthalt ein schönes Geschenk für meine Frau zu Hause. Sorgen hatte ich wegen meiner angeknacksten Gesundheit schon genug. Jetzt noch eine Scheidung riskieren, wenn ich mit einer knallroten Makramee-Blumenampel strahlend vor der Haustür stehe?

Geduld ist eine große Sache. Geduld gehört zum Subtext-Vokabular, wenn wir vom Vergeben und Vergessen reden. Und auch mit Knüpfen und mit Knoten, mit Knäueln und allerlei Fadenspielen bekommen wir es hier zu tun, wenn es um die Ursachen von verzwickten Rätseln und um die Kunst des Lösens geht. Wir stellen uns das Leben manchmal wie einen Faden vor, einen recht langen zwar, der aber einen Anfang und ein Ende hat. Dieses lineare Bewusstsein hängt mit unserem Geschichtssinn zusammen, den die jüdisch-christliche Tradition entscheidend mitgeprägt hat.

Zu meinem sechzigsten Geburtstag rollte ein Freund ein Maßband auf dem Tisch aus, so eines, wie es im Schneiderhandwerk Verwendung findet. „Die Lebenserwartung eines Mannes“, sagte er schmunzelnd und markierte mit dem rechten Daumen einen Zahlenpunkt, „liegt bei 78 Jahren“. Dann legte er den linken Daumen bei der 60 ab. „Schau, und so viel hast du schon geschafft.“ Nicht, dass ich mich, auch angesichts meines Lebensstils, je irgendwelchen

Illusionen hingegeben hätte. Nur rein grafisch wirkte der verbleibende Rest doch schmerzlich überschaubar.

Das Leben: ein Maßband, oder auch ein Faden, aus Seide, aus Wolle oder Leinen? Ein Faden, der sich bindet, vertäut mit anderen, so dass ein Gewebe entsteht. Aber was für eines? Ein Seidenkleid, das in den Lüften weht? Ein dicker Pullover, der dem bitteren Winter trotzt? Ein dickes Seil, ein Tampen, der einen hält, davor bewahrt, ins Uferlose abzudriften? Oder ein feines Spinnennetz, das zwar fragil wirkt, dem man jedoch niemals entkommt?

Solo Verbo bedeutet: *allein durch das Wort*. Wir haben es mit Texten zu tun. Und Texte sind nichts Anderes als Muster aus einzelnen Erzählfäden, die einander überlappen, sich kreuzen, sich verknoten und verstricken. Das lateinische *texere* bedeutet zuallererst: verweben und verknüpfen, ganz handwerklich und bodenständig gemeint. Manche nun der text-textilen Gebilde haben einen Leitfaden, welcher die eigene Perspektive anzeigt, einen durchgezogenen Strang, der sich mit weiteren Strängen verkordelt. In anderen Wortwebereien verbirgt sich dieser Strang, um einem größeren Gewebe zu dienen, einem Mythos, etwa, der die Grenzen des Subjektiven zugunsten eines objektiv Erzählt-Sein-Sollenden überschreitet. Nicht, dass die Perspektive der erzählenden Person dabei verschwände, sie versteckt sich im Gesagten und im Nicht-Gesagten.

Offen Ich-Erzählende sind nicht unbedingt selbstverliebte Ego manen, die ihren Eigensinn fluoreszierend ins Gewebe sticken. Vielmehr kann es sein, dass sie sich ihres eigenen Selbst gar nicht so sicher sind. Eine psycholinguistische Analyse von Aussagen schwer depressiver Menschen hat ergeben, dass gerade sie besonders oft *Ich*-Sätze benutzen. Wahrscheinlich, weil ihr Ich-Empfinden so schwach ausgeprägt ist.

Der Evangelist Johannes lässt seinen Christus an prominenten Stellen prononciert *ich bin* sagen. *Das Licht der Welt. Der Weg, die Wahrheit und das*

Leben. Ego eimi, das ist sogar mehr als *ich bin*. Ein expressives *ich, ich bin!* Vielleicht spricht hier ein gar nicht seiner Sonderstellung bewusster Mensch, sondern einer, der an seinem übermenschlichen Auftrag zweifelt? Es kann nämlich sein, dass wir gerade das, was wir am wenigsten glauben, besonders betonen. Achten Sie mal darauf, wie häufig, wie kehlig-klangvoll und überbetont Geistliche das Wort *Gott* aussprechen.

Ein Credo zeugt gar nicht mal so sehr von dem, was man glaubt, sondern viel mehr von dem, womit man hadert. Von dem Nichts zwischen den Fäden, das bestehen bleibt, egal wie fest und stramm man strickt. Im Englischen werden *knot* für *Knoten* und *not* für *nicht* zwar unterschiedlich buchstabiert, aber gleich ausgesprochen.

Vergeben und Vergessen. Textlich-textile Knäuel und deren Lösungen. Ein Themenfeld, das der Geduld und des Fingerspitzengefühls bedarf.

1. Bindungen

Es ist mir etwas unangenehm, dass mir als erste assoziative Imagination zur Bindung *Marc Chagall* in den Sinn kommt. Gehören seine Bilder doch neben dem *kleinen Prinzen* zu den beliebtesten Klischeereferenzen der Andachtskultur. Doch wenn man Chagalls Darstellungen von liebenden Paaren betrachtet, muss man nicht einmal *mit dem Herzen gut sehen*, um zu erkennen, dass die dargestellten Bindungen etwas ganz anrührend Besonderes an sich haben. Seine Liebenden, auf zahlreichen Werken dargestellt, sie scheinen fast zu schweben, sie stehen oder liegen ganz nah beieinander, wirken manchmal gar wie eine Einheit, und doch ist nichts Klammerndes, nichts unbeweglich Festes in ihrer Zweisamkeit. Als wären sie in ihrer Bezogenheit vollkommen frei. Das mag man kitschig finden, doch es ist alles andere als banal. Denn so groß und feierlich der romantische Wunsch nach sinnstiftender Verschmelzung manche Beziehung gerade in ihrer Anfangszeit prägt, so schwierig kann es werden,

wenn zwei einander auf Dauer keine Freiheit gestatten. In einer guten Bindung sind es Menschen, die einander halten, aber nicht umklammern, die zueinander gehören aber einander nicht gehören. (*Pfui, klingt das pastoral!*)

Wie prosaisch dagegen scheint eine Ski-Bindung zu sein, doch folgt sie in ihrem technischen Design einem ähnlichen Muster. Sie gibt sicheren Halt und löst sich doch leicht, sofern die Not es gebietet, und verhindert so Schlimmeres. Lassen Sie sich das von einem Wintersportmuffel gesagt sein, der schon beim Versuch des Schlittschuhlaufens um sein Leben bangt.

Vielleicht haben Sie einmal gehört, dass das Wort *Religion* auf ein lateinisches Verb zurückgehen soll, welches *zurückbinden* bedeutet. Die Etymologie ist allerdings umstritten, zumal schon die Experten in römischer und frühchristlicher Zeit verschiedene Auffassungen vertraten. Und doch will ich diesem Gedanken einmal folgen, im Sinne einer Bindung an einen Ursprung, eine Tradition, vielleicht, ein Rückverfolgen eines Erzählfadens, auf den man sich einlässt, um an ihm Orientierung für das eigene Leben zu finden. Sich erinnern, sich besinnen und an Vergangenes anknüpfen. Wobei es mir wichtig scheint, zu erkennen, dass man seine Gegenwart nie nur einem einzelnen Erinnerungsfaden verdankt, denn auch das Vergangene ist ein komplexes Flechtwerk aus zahlreichen Fäden von hochdifferenzierter Textur und mit vielen losen Enden.

Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung. Das alte Rabbinerwort, dem Gründer des chassidischen Judentums zugeschrieben, ein Wort, das vor allem durch seine Gravur in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem weltbekannt wurde, es offenbart einen tiefen Sinn. Weil es uns lehren soll, das Vergangene so zu betrachten, mit allem Segensreichen und allen Schrecknissen, dass wir gewappnet seien, den eigenen Weg achtsam zu gehen und das Gute wie das Böse geschult zu erkennen. Vergessen ist oft keine gute Option.

Lernen aus der Geschichte, ein fundamentaler Topos der jüdisch-christlichen Tradition. Gleichwohl muss man fragen, inwiefern dies pädagogisch wirklich funktioniert. Vergegenwärtigung im Gedenken. Wir haben so viele Mahnmale inzwischen, so viele Erinnerungstage. Immer wieder ruft man uns zu, was wir an Entsetzlichem in der eigenen Geschichte niemals vergessen dürfen. Momentan scheint es fast so, als würde man damit das Gegenteil bewirken. Ultrarechtes Gedankengut flutet die sozialen Medien. Bis hin zu solchen Aussagen, selbst die Erinnerungskultur sei nur eine Fortsetzung der jüdischen Weltverschwörung. Und wenn dann eine der letzten Auschwitz-Überlebenden im Deutschen Bundestag leise und weise Worte über Vergebung, Frieden und Versöhnung spricht, sitzt da ein ganzer Block von Abgeordneten am rechten Rand mit eingefrorenen Gesichtern. Man traut sich kaum zu ahnen, was sie denken.

2. Knoten

In Zeiten, als man noch Stofftaschentücher bei sich trug, konnte es passieren, wenn man in die Tasche griff, um sich die Nase zu putzen, dass man im Tuch einen Knoten vorfand und stutzte. Denn dieser Knoten im Taschentuch sollte einen an etwas ganz Bestimmtes zu erinnern. Dumm nur, wenn man nicht nur den Knoten, sondern auch den Anlass seines Geknotet-Seins vergessen hatte.

Ein Knoten sorgt für Aufmerksamkeit, er festigt und sichert, er kann eine Markierung sein – die Inkas verwandten sogar eine Knotenschrift – oder ein schlechtes Omen, wenn eine Ärztin ihn unter der Haut ertastet.

Knotenkunde, jetzt sind die zu knüpfenden gemeint, ist eine Kunst und Wissenschaft für sich. *The Ashley Book of Knots* enthält mehr als 3.800 Einträge. Knoten finden Anwendung natürlich in der Seefahrt und Fischerei, im alpinen Sport, in der Landwirtschaft, in der Bekleidungsindustrie, sogar in der Chirurgie, wenn wir an die Wundversorgung denken. Der Knoten als Geschwindigkeitsangabe bei Schiffen geht auf eine rudimentäre Technik zurück,

bei der man mit einem Brett, dem so genannten *Logscheit*, und einer Schnur mit in regelmäßigen Abständen geknüpften Knoten die Fahrgeschwindigkeit erstaunlich genau messen kann.

Aus Neugier habe ich den Henkersknoten gegoogelt. Das erste, was mir auf der entsprechenden Seite begegnete, war der großgedruckte Satz: *Hier findest Du Hilfe. Sprich heute noch mit jemandem.* Darunter ein Anrufbutton der Telefonseelsorge. (Ich spreche heute mit *Ihnen*.) Die Auszubildenden in der Seefahrt und im Wasserbau, die eine Unmenge an Knotenvarianten lernen müssen, bekommen diesen speziellen Knoten übrigens nicht gezeigt. Das ist den Ausbildern regelrecht verboten. Knoten können lebensgefährlich sein.

Oft ist es so, wenn Menschen von ihrem Leben, Glauben und Zweifeln erzählen, dass sie an bestimmten Knotenpunkten Halt machen. Und diese Knotenpunkte sind eher nicht die schönen Momente oder die guten Begegnungen, es sind eher Traumata, Enttäuschungen, vernarbte Stellen, Verschlingungen und Überwucherungen. Das geht erstaunlich mit der Physik der Fadenlogik zusammen. Denn ein Knoten macht ein Seil nicht stabiler, sondern fragiler, weil hier die Elastizität verloren geht.

Manche mögen Fesselspiele. (Bitte jetzt nicht melden!) Shibari oder Kinbaku nennt man eine erotische Kunstform, in der Menschen einander verknoten.. Das einvernehmliche Spiel zwischen einer fesselnden und einer zu fesselnden Person soll Leidenschaft, tranceähnliche Zustände sowie Empfindungen von Geborgenheit auslösen. *Chacun à son gout.*

Ansonsten gilt: Wer in Fesseln liegt, verliert seinen Bewegungs- und Handlungsspielraum. Die gesellschaftlichen Regeln dazu sind streng. Wenn etwa bei einem psychiatrischen Notfall ein Patient fixiert werden muss, weil er sich selbst oder andere zu gefährden droht, muss schleunigst eine richterliche Anordnung beschafft werden, sonst begeht das Klinikpersonal eine Straftat, nämlich die der Freiheitsberaubung. – Sind wir gebunden, oder sind wir frei?

3. Lösung

Jesus ist kommen, nun springen die Bande; / Stricke des Todes, die reißen entzwei. / Unser Durchbrecher ist nunmehr vorhanden; / er, der Sohn Gottes, der machet recht frei.

Ein Epiphaniast-Lied aus dem 18. Jahrhundert. Kann durchaus eine gewisse performative Befreiungskraft entfalten, wenn vierzig Geistliche es auf einem Pastorenkonvent zusammen brüllen. Ansonsten kann ich jeden gut verstehen, der sich allein durch die Zusage, dass Jesus gekommen sei, kein bisschen befreit fühlt.

Ich fasse mal ultrakurz die traditionelle christliche Erlösungslehre zusammen: Mensch erschaffen, unwissend und unschuldig. Mensch entscheidet sich, von der Schlange verführt, gegen Gott und wird klug, aber wollüstig und schuldig. Abkehr von Gott gleich Sünde. Sünde wird, nicht sofort, aber grundsätzlich, mit dem Tode bestraft. Muss sein. Dieses gilt, aufgrund wollüstiger Weitergabe dieser Anlage, auch für alle kommenden Geschlechter. Mensch also bleibend unfrei, gefesselt an Sünde und Tod. Lange Geschichte folgt. Dann endlich: Gott zeugt, um dies zu überwinden, einen neuen Menschen, der er gleichsam selber ist, und diese Gott-Mensch-Chimäre stirbt stellvertretend für alle einen qualvollen Tod. Wer solches glaubt, seine Sünden bekennt und sich Gott ganz hingibt, dem wird vergeben, der wird frei, der stirbt nur noch vorübergehend, wird aber auferweckt am Jüngsten Tage.

Alles klar so weit? Nein? Macht nichts. Ist nämlich kompliziert und heikel. Gewissermaßen ein wenig schief verknotet. Und ob das überhaupt so funktionieren kann: diese Frage darf gestellt werden. Über Jahrhunderte hat sich die Theologie immer wieder kritisch damit auseinandergesetzt und ist dann meist doch zu dem Ergebnis gekommen: *Isso*. Und was wir daran nicht verstehen, bleibt in Gottes Geheimnis verborgen. Glaub besser dran, sonst geht's dir schlecht.

Irgendwann in der neueren Zeit haben Theolog*innen sich gefragt, ob es so hilfreich ist, sich Gott als eine derart herrische und opferfordernde Wesenheit vorzustellen. Dabei ist dann die ganz charmante Idee aufgekommen, dass Christus sich nicht in erster Linie opfert, sondern mit uns solidarisch den schweren Weg durch Leid und Tod gemeinsam geht. Schon besser. Es bleibt jedoch offen: Wenn Gott mit uns wie ohnmächtig leidet und stirbt, wer hat dann die bedrohliche Macht? Wir Menschen selbst? Irgendein Schicksal? Ein verborgener Gegen-Gott? Besonders erquicklich fand ich eine Spitzenformulierung, die besagt, dass Gott in seinem Christus-Opfer nicht sich selbst, sondern das Opfern opfert. Ach so! Ja, dann.

Ich denke, Lösung und Erlösung, Vergeben und Vergessen stehen auf einem andern Blatt Papier, wenngleich im selben Buch. Aber weder auf den archaisch anmutenden Seiten mit der Ursünde und ihren Folgen, noch auf den leidgeprägten mit dem Kreuzestod und einem geglaubten Leben danach. Viel eher in den Lebenserzählungen, in dem mythischen Konstrukt der Welt- und Menschwerdung des bis dahin unergründlich Himmlischen, in diesem Perspektivwechsel der religiösen Blickrichtung. Zunächst nach unten, in den Weihnachtsgeschichten. Wer an der Krippe niederkniet, tut dies nicht, um sich vor einem dräuenden himmlischen Herrscher zu erniedrigen, sondern um das winzige Göttliche da unten besser sehen zu können. Und als das Winzige zu voller Lebensgröße wächst, wechselt die Perspektive erneut: zum göttlich-menschlichen Austausch auf Augenhöhe. So schrieb Martin Luther: *Was gaffst du zum Himmel? Hier unten hast du's!*

Der leider ziemlich abgenudelte Spruch, *Mach es wie Gott, werde Mensch!*, könnte der Schlüssel zur Lösung der Verknotungen sein. Mensch werden. Mit den Fehlern, mit den Grenzen leben. Das Unvollkommene in sich und anderen anerkennen. Anderen vergeben, so wie man mit ein wenig Geduld auch mal sich selbst vergeben kann. Die Reue anderer annehmen, ohne nachtragend nachzufassen. *War es schlimm, was ich getan habe? – Ach, vergiss es.* Nein,

nicht alles lässt sich vergeben und vergessen. Unfassbar Böses geschieht durch menschlichen Willen und menschliche Hand. Verletzungen bleiben. Und es sieht momentan so gar nicht danach aus, als ob alles bald besser würde.

Manche Schäden ließen sich verringern, wenn Menschen aufhören würden, sich als Empfänger von Befehlen von oben zu verstehen. Von einem idiotischen politischen, oder einem obsolet gewordenen religiösen Oben. Von den vermeintlich großen Fadenziehern übermenschlicher Macht.

Wir sollten textiles Werken wieder selbst in die Hand nehmen. Das grässliche Flechtwerk aufribbeln. Es bleiben dieselben Fäden, aber sie lassen sich glätten und neu verbinden. Nicht so stramm. Luftig, elastisch und leicht. Denn es will Sommer werden.